



LUCY ROBINSON

ZWEI
WIE DU
und
ICH

BASTEI ENTERTAINMENT 

der U-Bahn oder dem Zentrum von London auseinandersetzen müssen, die beide eine Angst in mir auslösten, die sich immer schwerer in Schach halten ließ.

Mein Arbeitsplatz war wie der Garten Eden gewesen. Sogar eine Sprechstundenhilfe hatten wir gehabt.

Jetzt musste ich mich dagegen täglich in die flammende Hölle begeben – ein trostloses Durcheinander aus U-Bahnen, Zügen und Bussen, vollgepackt mit beunruhigend wütenden Leuten und unbegrenzten Möglichkeiten, meine Oyster Card oder andere Fahrscheine zu verlieren. Ich hasste das. Es kostete mich meine ganze Kraft, mich jeden Tag in die U-Bahn zu zwingen; all diese Menschen, die ich nicht kannte und denen ich nicht traute, all diese Gerüche und Keime, potenziellen Terroranschläge und beengten Räume.

Meine Entschlossenheit, das Leben anderer verbessern zu wollen, die mich überhaupt erst dazu motiviert hatte, meinen Beruf zu erlernen, hatte ich beinahe vergessen. Jetzt fühlte sich alles an wie ein einziger Albtraum.

Tim, Lizzy und Claudine hatten natürlich auch noch andere Freunde; die Le-Clöbb-Treffen waren nur ein Termin in ihrem gut gefüllten Kalender. Bei mir war es irgendwann einmal genauso gewesen. Momentan allerdings stellte Le Clöbb mein komplettes Sozialleben dar, weil ich das Selbstvertrauen und die Energie verloren hatte, mich um weitere Kontakte zu bemühen.

Wir hatten schon mehrfach über meine Arbeit diskutiert. Lizzy hatte mir dazu geraten, ein Darlehen bei der Bank aufzunehmen und so lange mit der privaten Praxis durchzuhalten, bis die Rezession vorbei war, aber sie verstand auch nicht viel von Geld. Sie hatte die Intelligenz einer genialen Wissenschaftlerin – als Einzige in unserer Familie – und verbrachte ihre Tage damit, wahnsinnig komplizierte Algorithmen zu entwickeln, die sich irgendwie in Software für Smartphones umwandeln ließen. Zwar verdiente sie gut, aber sie lebte, als wäre sie der Geschäftsführer von Apple und nicht ein winzig kleines Rädchen im Konzerngetriebe. Dad und ich hatten ihr schon mehrfach aus der Patsche helfen müssen.

Claudine, die keine Probleme damit gehabt hatte, eine andere Klinik zu finden, und nun eimerweise Geld scheffelte, wurde normalerweise ganz still, wenn das Thema Jobsuche aufkam. Sie war großartig darin, lautstark Ratschläge zu erteilen, dafür aber umso schlechter im Händchenhalten. Und Tim hatte zwar tolle Vorschläge, wie man inmitten der ganzen Hektik seine Ruhe finden konnte, aber wenn es darum ging, einen neuen Job für mich aufzutreiben, war auch er mit seinem Latein am Ende.

Eine Zeit lang hatte ich einen ausschweifenden Blog verfasst – als ob das irgendwie helfen würde –, hatte aber wieder damit aufgehört, weil es mir unangenehm war, mich selbst so ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen. Die Öffentlichkeit wusste sowieso schon genug über mich.

Und so hatten sich immer mehr Unzufriedenheit und Frustration in mir angestaut, und es hatte sich leise knurrend die Angst eingeschlichen. Wozu ich fähig war, wenn ich mich so richtig schlecht fühlte, hatte ich nicht vergessen.

Und dann, vorgestern, war das Ende des Tunnels aufgetaucht, scheinbar aus dem Nichts. Ein Engel namens Stephen Flint war in meine Klinik in Farringdon gekommen, und seitdem war alles anders.

Als mein vorletzter Massagetermin vorbei gewesen war, hatte ich am Rande mitbekommen, dass im Empfangsbereich eine gewisse Unruhe herrschte. Es hatte eine ganze Weile gedauert, bis ich mich wieder beruhigt hatte – ich war natürlich sofort überzeugt gewesen, wir würden ausgeraubt –, doch schließlich hatte ich mich doch in den Empfangsbereich vorgewagt. Dort wartete schon mein nächster Klient, der anscheinend der Grund für die ganze Aufregung war. Irgendwie hatte er es geschafft, Dorota, unserer normalerweise stummen und zurückhaltenden Sprechstundenhilfe, ein durchdringendes Gekicher zu entlocken.

Erstaunt wandte ich mich zu ihm um und betrachtete ihn. Er war ein typischer Klient aus dem Stadtzentrum – wohlhabend, sehr gut angezogen, attraktiv. Sein fast greifbarer Charme, das kraftvolle elektrische Feld, das ihn umgab, war allerdings weniger typisch. Dorota strahlte wie ein Honigkuchenpferd.

»Oh nein.« Er lächelte. »Wir haben Sie gestört. Es war ihre Schuld«, behauptete er und deutete mit dem Kinn in Dorotas Richtung.

Dorota prustete los.

Interessiert betrachtete ich den Klienten: Seine langen Beine steckten in einer teuren Röhrenhose, und er hatte durchdringende hellblaue Augen. Sein aschblondes Haar war akkurat gestylt, und obwohl es schon fast acht Uhr abends war, hielt er einen Pappbecher mit Espresso in der Hand. Ich wünschte, ich hätte nach Hause gehen können, anstatt einen koffeinierten Geschäftsmann massieren zu müssen, der mit slowakischen Sprechstundenhilfen flirtete, während seine Frau wahrscheinlich gerade die Kinder ins Bett brachte.

Später würde ich mich an diesen Moment erinnern. Den Moment, als Stephen Flint mir noch nichts bedeutet hatte. Ich war barfuß, hatte das Haar zu einem unordentlichen Zopf geflochten und trug einen langen Rock, den ich in Indien gekauft hatte. Außerdem roch ich nach Geranienöl. Ich war noch Annie Mulholland. Ich saß noch am Steuer meines Lebens.

»Tut mir leid«, entschuldigte er sich mit einem rebellischen Grinsen. »Ab jetzt benehme ich mich.«

»Kein Problem. Stephen Flint, ja? Kommen Sie mit nach hinten.«

»Danke.« Er war schon aufgestanden – meine Güte, war der groß – und reichte mir die Hand. »Und Sie müssen Annabel sein. Wie geht es Ihnen?« Er fragte das, als würden wir uns schon seit Jahren kennen.

»Äh, nehmen Sie Platz. Kann ich Ihnen ein Glas Wasser anbieten?«

»Oh, na gut. Wenn's denn sein muss.« Grinsend setzte er sich hin und blickte mich aus seinen strahlenden eisblauen Augen an, während ich ihm das Wasser gab und die Tür schloss. Zum Glück fühlte ich mich mit männlichen Kunden im Behandlungszimmer wohl, obwohl ich es in anderen Situationen hasste, mit Männern allein zu sein. Das war eine kleine Erinnerung daran, dass ich meinen Job liebte, trotz des ganzen Ärgers, den er momentan mit sich brachte.

»Ist das Ihre erste Massagebehandlung?«, fragte ich und stellte fest, dass ich einen eingerissenen Daumnagel hatte. Im Raum roch es nach Massageöl und Müdigkeit; ich war froh, dass ich in einer Stunde nach Hause fahren konnte.

»Ja«, sagte Stephen. »Eine der Wellnessberaterinnen in meiner Firma hat mich angewiesen, mich massieren zu lassen. Fürchterliche Frau. Ich kann ihr nichts abschlagen, obwohl ich derjenige bin, der ihr Gehalt bezahlt.«

Ich fing an, mir gedankliche Notizen zu machen. Stephen Flint war der Gründer von FlintSpark, einer riesigen internationalen Medienagentur. Was auch immer das war. Während er sich weiter über seine Wellnessberaterin ausließ, erinnerte ich mich daran, dass ich letztes Jahr eine seiner Angestellten massiert hatte, eine nette junge Frau aus Australien, die so unter ihrem direkten Vorgesetzten gelitten hatte, dass sie schließlich zurück in ihre Heimat gegangen war.

Stephen Flint wirkte wie ein Mann, der über einen solchen Vorfall in seiner Firma bestürzt wäre. »Ich habe eine peinliche Besessenheit entwickelt, was das Wohlergehen meiner Mitarbeiter betrifft«, erklärte er voller Eifer. Er hatte seine preisgekrönten Geschäftsräume um jede erdenkliche Mitarbeiter-Attraktion erweitert, einschließlich eines Wellness-Teams. »Jeder muss sich einmal im Monat mit einem der Wellness-Coachs treffen, ob er will oder nicht. Wenn es jemandem nicht gut geht, findet der Coach das raus. Der schickt den Mitarbeiter dann in eine Beratung, zu einem Business-Coach, einem Ernährungsexperten oder was auch immer, und wir bezahlen die ersten sechs Sitzungen. Alles streng vertraulich, wir wissen nie, wer wohin geschickt wurde. Mit Ihnen startet mein Coach einen weiteren Versuch, mein Stresslevel zu senken.« Er kicherte wie ein ungezogener Schuljunge. »Sie meint, meine körperliche Gesundheit sei in Gefahr. Sie will, dass ich Grünkohl esse, mich massieren lasse und mit Yoga anfangen. Yoga!«

Stephen hatte FlintSpark 2001 gegründet. Mittlerweile war seine Firma eine der erfolgreichsten in der Branche, und überall auf der Welt schossen Zweigstellen wie Pilze aus dem Boden. Er hatte einen wahnsinnig stressigen Terminplan und stand unter extremem Druck. (»Vollkommen selbst verschuldet«, sagte er gut gelaunt. »Aber hey, Gott nimmt sich nie einen Tag frei, also tue ich es auch nicht. Ich bin nämlich der Anführer des Volkes.«) Nichtsdestotrotz hatte er zugestimmt, sich ab und an massieren zu lassen, da die Klinik nur ein paar Häuser entfernt lag vom hochmodernen verglasten Hauptsitz seiner Firma in Farringdon.

»Ich bin nur hier, damit mein Coach Ruhe gibt«, gestand er. »Und damit will ich weder Sie noch Ihre Arbeit beleidigen. Aber seien wir mal ehrlich, an Leute wie mich ist Ihr Talent doch vollkommen verschwendet. Es fängt ja schon damit an, dass ich hier mit einem doppelten Espresso aufgetaucht bin.«

Entgegen meiner sonstigen Art musste ich lächeln. Mit Männern wie Stephen Flint fühlte ich mich nicht besonders verbunden, aber wenigstens war er ehrlich. »Massage ist an niemanden verschwendet«, entgegnete ich. »Selbst wenn Ihre Investition in die eigene Gesundheit sich auf nur eine Massage pro Woche beschränkt, ist das ein Anfang. Es gibt alle möglichen Forschungsberichte über den Nutzen von nur dreißig Minuten.«

»Tatsächlich?« Stephen stützte das Kinn in die Hände und sah mich eindringlich an. Er trug eine modische schmale Krawatte. »Und würden Sie dem zustimmen? Glauben Sie, dass Massagen wirklich einen Unterschied machen?«

»Natürlich! Sonst würde ich den Job nicht machen. Menschen dabei zu helfen, sich gut zu fühlen ... sich zu entspannen ... ein bisschen zur Ruhe zu kommen, das ist ...«

Grundlos errötete ich. »Das bedeutet alles für mich«, ergänzte ich, überrascht von meiner eigenen Ehrlichkeit. Es bedeutete tatsächlich alles für mich. Wenn ich mir schon nicht selbst helfen konnte, zur Ruhe zu kommen, konnte ich es wenigstens bei anderen tun.

»Okay.« Stephen schien fasziniert zu sein. »Sie machen diesen Job also schlichtweg, weil Sie Menschen helfen wollen?«

»Ja.«

Sein Mund verzog sich zu einem strahlenden Lächeln. »Wie erfrischend«, sagte er nach einer langen Pause. »Wie absolut erfrischend, so etwas zu hören. Die Welt braucht so großzügige Menschen wie Sie. Ich wusste von der ersten Sekunde an, dass ich die Richtige gefunden habe.«

Mein Gesicht glühte, und ich hatte keine Ahnung, wieso. »Na ja, ich bin ja nur ein paar Meter von Ihrem Büro entfernt«, murmelte ich.

»Das auch.« Er lachte leise. »Okay, Annabel, dann geben Sie mal Ihr Bestes. Und holen Sie auch gerne den Hammer raus, wenn Sie bei den knotigen Stellen angekommen sind.«

Natürlich war Stephen voller Knoten. Was eine Schande war, denn er hatte einen wunderschönen Körper: glatt, gebräunt und perfekt proportioniert. Wie so viele Männer seines Typs schlief er während der Massage ziemlich bald ein, und am Ende wirkte er wie ein frisch gewickeltes Baby, eingehüllt in Handtücher, mit schweren Lidern und entspannten Gesichtszügen.

»Oh mein Gott«, stöhnte er. »Oh mein Gott, das war unglaublich! Annabel, ich kann Ihnen gar nicht genug danken.« Erneut schloss er die Augen und grinste schläfrig. »Sie sind umwerfend ...«

Während er sich anzog, ging ich nach draußen. Peinlicherweise hörte ich, wie mein Handy klingelte – in meiner Handtasche, die noch im Behandlungsraum lag. Ich musste mir mehr Mühe geben, daran zu denken, es auszuschalten. Es hätte einen furchtbaren Eindruck gemacht, wenn es während der Behandlung geklingelt hätte – Stephen hätte mich beim Verband der alternativen Therapeuten melden können, und dort hätte man mich vielleicht aus dem Register gestrichen. Und was sollte ich tun, wenn ich nicht mehr als Masseurin arbeiten konnte? Andere Fertigkeiten hatte ich nicht, ich ...

Ganz ruhig, bremste ich mich innerlich. *Entspann dich, Annie. Bald bist du zu Hause.*

Manchmal konnte ich die Schlimme Scheiße sogar besiegen, wie Kate Brady sagen würde. Meistens gelang mir das allerdings nicht. Ich nahm mir vor, bald mal wieder mit ihr zu skypen; das letzte Mal war ewig her.

Dorota war schon nach Hause gegangen und hatte im Empfangsbereich nur eine Lampe mit gedämpftem Licht angelassen. Nach einem kompletten Morgen in Marylebone, einem kompletten Nachmittag in Farringdon und einem eilig in der Ringbahn verschlungenen Mittagessen dazwischen war ich wahnsinnig erschöpft. Ich legte mich aufs Sofa, massierte mir vorsichtig mit den immer noch öligen Händen die Füße und schloss die Augen.

»Ich fürchte, ich muss Sie wecken«, erklang eine leise Stimme. Ich bekam Panik. Aus dem Halbdunkel eines Raumes, den ich nicht kannte, starrte mich ein Mann an.

»Ich konnte es nicht über mich bringen, mich ohne Bezahlung hinauszuschleichen.« Er lächelte.

Selbst in der dämmrigen Beleuchtung waren seine Augen strahlend blau. Oh Gott. Stephen. Klient. Ich blöde, blöde Kuh war eingeschlafen. »Es tut mir so leid«, setzte ich an. Ich spürte schon, wie sich auf meinem Gesicht und Hals rote Flecken bildeten. »Ich muss eingedöst sein, während Sie sich angezogen haben.« Mein Herz raste immer noch, während ich meinen Körper in eine sitzende Position hievt.

Stephen setzte sich neben mich. »Nein, nein, ruhen Sie sich aus«, protestierte er, als ich aufstehen wollte. Da mir vom Schock immer noch die Knie weich waren, tat ich, was er sagte.

»Also, es gibt wirklich keinen Grund, sich zu entschuldigen.« Stephen faltete einige nagelneue Geldscheine zusammen und betrachtete mich. Sein Gesichtsausdruck war freundlich, amüsiert, fast zärtlich, und der Abdruck des Lochs vom Massagetisch war immer noch zu sehen. »Sie haben so süß und friedlich ausgesehen. Um nicht zu sagen, völlig erschöpft.«

»Ich bin erschöpft.« Ich hatte nicht die Energie, ihn anzulügen.

»Langer Tag?«

Ich nickte. Er klang so mitfühlend, dass ich irgendwie die Grenze vergaß, die ich normalerweise zwischen mir und den Klienten zog. »Sehr langer Tag. Die Arbeit ist toll, aber auch körperlich anstrengend.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Ihr Masseur müsst wahrscheinlich ziemlich viel trainieren, um fit zu bleiben.«

»Ich hab nicht viel Zeit zum Trainieren«, gestand ich. »Oder mich richtig zu ernähren. Früher hab ich immer selbst gekocht.«

Ich räusperte mich und versuchte, mich ein wenig aufzurichten, aber das Sofa hatte etwas Hypnotisches an sich, genau wie das schummrige Licht und der überraschend einfühlsame Mann. Normalerweise waren meine Gespräche mit den Klienten ziemlich einseitig: lange Monologe ihrerseits über sich und ihre Probleme, untermalt von mitfühlenden Kommentaren meinerseits. Und das gefiel mir ganz gut. Ich genoss es, wenn die Aufmerksamkeit auf jemand anderem lag. Doch hier saß jemand, der so mitfühlend war, dass er das Scheinwerferlicht auf *mich* richten wollte.

»Es ist schade«, sagte Stephen, »dass jemand, der anderen helfen möchte, nicht genug Zeit hat, sich selbst zu helfen.«

Darüber hatte ich noch nie nachgedacht. Aber er hatte recht.

»Vielleicht sollte ich Sie bei meinem nächsten Massagetermin lieber zum Yoga schicken, während ich früh Feierabend mache und Sie trotzdem bezahle.«

Müde lächelte ich. »Um ganz ehrlich zu sein: Ich glaube, wenn ich momentan versuchen würde, Yoga zu machen, würde ich sterben! Ich bin überhaupt nicht fit ... Aber die Idee ist gut.«

»Ich weiß, wie Sie sich fühlen«, antwortete er und überraschte mich damit erneut. »Ich erlaube mir irgendwie nie, mal innezuhalten, weil ich glaube, ich wäre dann so kaputt, dass ich mich nie wieder aufraffen würde.«

Ich blickte ihn an, direkt in seine funkelnden Augen. Jetzt, wo er es erwähnte, konnte ich die Müdigkeit darin erkennen. Und eine Wärme, die ich von einem Mann wie ihm nicht